Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

Nr. 2 Februar 1934

Steinzeitliche Funde bei Hagen.

Von **Albert Schäfer.**

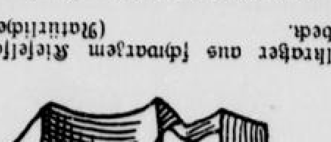
In den früheren Jahrzehnten traten prähiſtoriſche Funde in Weſtfalen faſt ausſchließlich in den nördlichen Teilen der Provinz auf. Darauf gründete ſich die in den Kreiſen der Vorgeſchichtsforſchung allgemein verbreitete Meinung, daß in den ſüdlichen Teilen der Provinz kaum Funde zu erwarten ſeien, und man ſprach vom „fundarmen Süden“. Dieſe Anſicht iſt heute überholt, wie die Arbeiten Joſ. Spiegels, Schwerte, um nur ein Beiſpiel zu nennen, bewieſen haben. Wenn aber trotzdem in manchen Gebieten der Heimatprovinz, und dazu gehörte bis vor kurzem auch unſere engere Heimat, Zeugniſſe vorgeſchichtlicher Beſiedlung noch mangeln, ſo iſt das lediglich darin begründet, daß eine ſyſtematiſche Durchforſchung gefehlt hat. Zum Teil hat das ſeine Urſache in den großen Schwierigkeiten, die einer ſolchen Bearbeitung in den waldreichen Gebieten entgegenſtehen. Die Werkzeugfunde der letzten Monate berechtigen uns nunmehr, für unſere Hagener Stadtgebiete von einem glücklichen Anfang in der vorgeſchichtlichen Erforſchung zu ſprechen.

Bevor wir auf die verſchiedenen Funde eingehen, geben wir zur Einführung in das Sachgebiet für den ungeſchulten Leſer eine kurze Ueberſicht über die vorgeſchichtlichen Epochen. Man unterſcheidet Stein- und Metallzeiten. Die Steinzeiten ſind eingeteilt in die verſchiedenen Kulturſtufen der älteren, mittleren und jüngeren Steinzeit. Metallzeitliche Kulturen gehören entweder zur Bronze- oder Eiſenzeit. Die ältere Steinzeit fällt mit verſchiedenen Eis- und Zwiſcheneiszeiten zuſammen und endigt etwa um 10 000 v. Chr. Von 10 bis 5000 v. Chr. ſetzt man die mittlere Steinzeit an und von 5 bis 2000 v. Chr. die jüngere Steinzeit. An dieſe ſchließt ſich die Bronzezeit an, die gegen 800 v. Chr. endet. Von dieſer Zeit bis zum Beginn unſerer Zeitrechnung herrſchte die Eiſenzeit. Dieſe Zahlen ſind natürlich nur ungefähre Anhaltspunkte und dürfen keineswegs als abſolut ſicher angenommen werden. Es muß ferner überlegt werden, daß z. B. die Einbürgerung der Bronze nur ganz allmählich geſchah. Bronzewerkzeuge und -geräte waren anfangs recht wenig zahlreich und lange Zeit noch war der Stein unentbehrliches Werkzeugmaterial. Ebenfalls muß beachtet werden, daß die Kenntnis und Anwendung der Bronze zu manchen Völkerſchaften früher als zu anderen kam, ſo daß in manchen Ländern längſt die Bronze eine übergeordnete Rolle ſpielte, als ſie in anderen noch völlig unbekannt oder doch ſeltener im Gebrauch war.

Die Funde bei Hagen gehören der Mittel- und Jungſteinzeit an. Aus den Metallzeiten liegen, abgeſehen von einem Abſatzbeil aus Bronze, das vor faſt fünfzig Jahren gefunden wurde und heute auf der Burg Altena verwahrt wird, keine Funde vor; es iſt aber zu hoffen, daß zukünftig auch ſolche zutage treten.

Funde der Mittelſteinzeit.

Meine Sucharbeit galt zunächſt mittelſteinzeitlichen Werkzeugen. Dieſe ſind leichter als die anderer Epochen zu ermitteln, weil ſie zahlreicher ſind und auf vielen diluvialen Terraſſen der Bäche und Flüſſe angetroffen werden. Die erſten Erfolge ſtellten ſich im Anfang Oktober 1933 ein. Auf einer Lenneterraſſe bei Herbeck und einem Acker an der Donnerkuhle fand ich Schaber, Kratzer und Bohrer aus Feuerſtein und ſchwarzen und blaugrauen Kieſelſchiefer. In den Abbildungen a bis c ſind einige davon wiedergegeben. — Wie erklärt ſich das Vorkommen der mittelſteinzeitlichen Werkzeuge auf den Flußterraſſen? Der Mittelſteinzeitmenſch war Fiſcher und Jäger; darum war er nicht ſeßhaft und zog in ſeinen Jagdgebieten hin und her, je nachdem die Einträglichkeit der Jagd und des Fiſchfangs es bedingte. Seinen Weg nahm er die Flußläufe entlang und ſchlug an beſonders günſtigen Orten für einige Zeit ſein Lager auf. Hier fertigte er mit Hilfe der zugeſchlagenen Steine neue Jagdwaffen und -geräte an. Verließ er den Platz, blieben die Steinwerkzeuge liegen. In Gegenden mit natürlichem Vorkommen von Feuerſtein finden ſich an Flußläufen ſolche Fundplätze in ſolch großer Zahl, daß man faſt geneigt ſein könnte, für die Mittelſteinzeit eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung anzunehmen. Solch eine Annahme iſt jedoch



a) Hohlkratzer aus ſchwarzem Kieſelſchiefer von Herbeck. (Natürliche Größe.)

Zur Geſchichte der Juden in Hagen.

Von Stadtarchivar Prof. Dr. Fritz Schemann.

VI.

Doch zurück zu früheren Zeiten! Unter den auf das Jahr 1828 bezüglichen Akten iſt beſonders intereſſant ein als Kulturdokument zu bewertendes Schreiben des Fürſtl. Bentheimſchen Gerichts. Es gibt Aufſchluß darüber, wie auf geſetzmäßigem, allerdings heute unſtatthaftem Wege ein Gläubiger zu ſeiner Befriedigung zwangsweiſe ſeinen Schuldner für ſich arbeiten laſſen durfte. Es lautet folgendermaßen:

Der Jude David Salomon aus Berchum iſt rechtskräftig verurtheilt worden, dem Kaufmann Died. Chr. Kuhlmann in Hagen die Summe von 73 Rthlr., 27 gr., 1 ₰ Courant nebſt Zinſen zu bezahlen. Der Schuldner iſt dieſem Erkenntniße nicht nachgekommen, und hat daher der Gläubiger unterm 17. curr. darauf angetragen, jenen ſeine Schuld abbüßen zu laßen. Dieſem Antrag iſt ſtattgegeben; indem wir daher den David Salomon Euer Wohlgeboren hiebei zuführen laßen, erſuchen wir Sie, denſelben dem H. p. Kuhlmann in der Art übergeben zu laßen, daß der Jude in der Fabrik des p. p. Kuhlmann gegen einen, von H. Kuhlmann auf ſeine Forderung einzubehaltenden Wochenlohn von 1 Rthlr. Cour. und gegen Verabreichung der Koſt im Hauſe des p. Kuhlmann zum Maſchinendrehen gebraucht werde. Zugleich erſuchen wir, darüber, daß der Jude von dem Gläubiger ordentlich und anſtändig gehalten werde, wachen laßen zu wollen.

Limburg, den 18. September 1828.

Fürſtlich Bentheimſches Gericht
der Grafſchaft Hohen-Limburg.
(Unterſchrift: Unleſerlich.)

An den Bürgermeiſter Wille
Wohlgeboren
in Hagen.

Vorſteher der Gemeinde war ſeit 1829 Levi Blankenſtein. Unter ſeiner Amtsführung verſuchte ſie — freilich vergeblich — einen langgehegten Wunſch, den Bau einer Synagoge, zu verwirklichen. Der Gottesdienſt war bisher in Privathäuſern abgehalten worden, in den letzten 10 Jahren im Nebengebäude des Friedr. Bettermann (heute Waſſerſtraße 9a), in dem auch die Schule mit zwei Zimmern — das eine war Schulſtube, das andere die Wohnung des Lehrers — Unterkunft gefunden hatte. Als nun durch den Neubau des Rathauſes (1830/31) das „Ordonnanzhaus“ (Arreſthaus), heute Waſſerſtraße 1, frei wurde, beſchloß der Gemeinderat, es öffentlich an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Nach der Schätzung des Taxators und Geometers Schlickum hatte das kleine Haus, das in ſeinem troſtloſen Zuſtande ſchon längſt zum Abbruch reif war, Grund und Boden einbegriffen, einen Wert von 84 Rthlr., 25 Sgr., 9 ₰. Im Verſteigerungstermin, Mai 1832, wurde dem Schmiedemeiſter Caſpar Woerde für das Höchſtgebot von 166 Rthlr. der Zuſchlag erteilt. Als aber Levi Blankenſtein — er handelte im Auftrage der geſamten Judenſchaft — in einer Eingabe an Gerſtein ein Angebot von 186 Rthlr. machte, und dieſer zur Annahme riet, wurde der frühere Beſchluß mit Zuſtimmung und unter Verzicht Woerdes zu Gunſten des neuen Bieters abgeändert. Die Stadt aber hatte ein gutes Geſchäft dabei gemacht. Hatte ſie doch rund 102 Taler über die Taxe erhalten! Auf dem ſo erworbenen Grundſtück ſollte, ſobald wie möglich, die Synagoge erſtehen. Der Plan fand die Billigung des Bürgermeiſters Aubel und des Landrats. Allein die Regierung in Arnsberg ſchlug es ab „die rückſichtlich eines neuen Synagogengebäudes erforderliche Allerhöchſte Genehmigung einzuholen“. So unterblieb denn der Bau, und noch 27 Jahre verſtrichen, ehe die Hagener Gemeinde ſich des Beſitzes eines eigenen Gotteshauſes im Potthof erfreuen durfte. Es wurde auf einem von den Erben Karl Moll zum Preiſe von 675 Talern angekauften Grundſtück errichtet und Anfang September 1859 in einer dreitägigen, glanzvollen Feier eingeweiht. In der Synagoge befanden ſich auch das Schullokal und die Lehrerwohnung. Im Laufe der Zeit aber erwieſen ſich letztere als zu klein, und man entſchloß ſich im Jahre 1893 für ſie ein eigenes Gebäude in unmittelbarer Nähe zu errichten. Schon im Herbſt konnte man es ſeiner Beſtimmung übergeben. Dieſe räumliche Trennung ermöglichte den dringend erforderlich gewordenen Umbau der Synagoge. Ihn übertrug man dem Baumeiſter C. Poſt. Er löſte die ihm geſtellte Aufgabe in geſchickter Weiſe, und am 28. Juni 1895 fand die Einweihung des neuen Gotteshauſes ſtatt. Sie geſtaltete ſich zu einer glänzenden und ſehr würdigen Feier, und wie bei dem erſten Synagogenbau, ſo zeigte ſich auch jetzt die Opferwilligkeit der Gemeindemitglieder, die zahlreiche Stiftungen und Schenkungen für die innere und äußere Ausſchmückung machten, in ſchönſtem Licht.

Die Verbindung von Synagoge und Schule begründete, zumal ja der Kultusbeamte (Prediger) zugleich der Lehrer war, wie anderswo, ſo auch in Hagen eine enge Schickſalsgemeinſchaft. Dies gilt allerdings erſt für die ſpätere Zeit. Das General-Juden-Reglement von 1750 beſtimmte, daß die Beſtallung beweibter jüdiſcher Schulmeiſter in den Städten erſt nach in Berlin eingeholter Approbation (Genehmigung) erfolgen dürfte, da ſie als publique Bediente (wie würden heute ſagen: „Beamte“) galten. Für die unbeweibten, die von der Judenſchaft eines Ortes zum Unterricht ihrer Kinder angenommen wurden und nicht länger als drei Jahre bleiben durften, genügte eine Anzeige beim Magiſtrat, der dann einen Erlaub[illegible]ſchein ausſtellte. Nahm aber ein Schutzjude [illegible] ſich allein einen unbeweibten Schulmeiſter an u[illegible]gab ihm in ſeinem Hauſe Lohn und Unterhalt, [illegible] galt dieſer bloß als „domeſtique“ und wurde als ſolcher behandelt. So wird denn auch in der Judentabelle für das Jahr 1799 ein Hauslehrer unter den Privatbedienten des Jacob Abraham aufgeführt. Ueber die Erziehung und den Unterricht, die der Geſamtheit der Judenkinder zuteil wurden, erfahren wir erſt für das Jahr 1806 Näheres aus einem Bericht des Bürgermeiſters Jule auf eine diesbezügliche Anfrage des Kriegs- und Steuerrats Eversmann. Er teilt mit, daß keine jüdiſche Schule vorhanden ſei. Die wenigen Familien pflegten für die fünf ſchulfähigen Kinder auf ein halbes oder ganzes Jahr einen Privatlehrer zu engagieren, der

wechſelweiſe bei den Eltern Koſt und Logis habe und in den Häuſern Unterricht gebe, zugleich auch in der Synagoge den Dienſt verrichte. Die Judenſchaft in Hagen ſei zu arm und zu gering, als daß man Vorſchläge zur Verbeſſerung ihres Schulweſens — ſie waren von der Regierung eingefordert worden — für angezeigt halte, wenn nicht etwa die geſamte Judenſchaft der Provinz einen Schulfonds bilden könne, woraus für einen hieſigen Lehrer etwas abflöſſe.

Die oben erwähnte Art der Unterweiſung der Kinder beſtand nach dem Zeugnis Dahlenkamps noch im Jahr 1821. Eine eigene jüdiſche Schule gab es nicht. Ausdrücklich aber wird erwähnt, daß auch die ärmeren Kinder an dem Unterricht der auf Koſten der bemittelten Juden angeſtellten Privatlehrer teilnähmen, und daß die Hagener Bürgerſchule von einigen iſraelitiſchen Schülern beſucht werde. Ihr Beiſpiel fand bald Nachahmung. Denn ſchon im Jahre 1827 beſuchten nach Mitteilung Pütters an Gerſtein die jüdiſchen Kinder ſämtlich die deutſchen Schulen (Volks- und Bürgerſchule), genoſſen aber dabei privatim den Unterricht in der Religion, in den Gebräuchen des Gottesdienſtes und in der hebräiſchen Sprache bei dem Rabbiner und Lehrer Abraham Mannheimer. Bedeutſam für die Entwicklung des jüdiſchen Schulweſens in Hagen wurde dann das Jahr 1830. Die Regierung mochte wohl zu der Einſicht gelangt ſein, daß ſo manche ungeeignete Perſonen, die nicht die erforderlichen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten beſaßen, in jüdiſchen Gemeinden das Lehramt ausübten. Sie verfügte deshalb im Jahre 1825, daß auch die ausſchließlich für den jüdiſchen Religionsunterricht zu beſtellenden Lehrer, des Atteſtes ihrer kirchlichen Vorgeſetzten ungeachtet, desgleichen die jüdiſchen Privatlehrer vor der zuſtändigen Prüfungskommiſſion ihre Qualifikation (Eignung) nachwieſen und ohne eingeholte Konzeſſion keinen Unterricht erteilten. Eine im Jahre 1830 angeordnete Nachprüfung ſeiner Perſonalien ergab nun, daß der damals in Hagen amtierende Rabbiner und Lehrer Abel Peſach dieſe Bedingungen nicht erfüllt hatte. Daher wurde ihm unter Androhung einer empfindlichen Strafe anbefohlen, ſich fortan jeglichen Unterrichts zu enthalten. Auch wurden die Familienväter verwarnt, noch weiterhin ihm ihre Kinder anzuvertrauen. Zu gleicher Zeit aber wurde dem Schulamtsbewerber Levy Hammel, gebürtig aus Wollſtein im Poſenſchen, der am Lehrerſeminar zu Soeſt die Prüfung beſtanden und ſich über ſeinen bisherigen ſittlichen Wandel durch günſtige Zeugniſſe ausgewieſen hatte, geſtattet, eine der Aufſicht der ſtädtiſchen Schulkommiſſion unterſtellte Elementar-Privatſchule für jüdiſche Kinder in Hagen zu eröffnen. Doch Peſach kümmerte ſich nicht um die behördliche Weiſung und erteilte auch weiterhin Unterricht. Dieſer ſein Ungehorſam führte zu einem ſchweren Konflikt mit Hammel und wurde Veranlaſſung zu neuer Uneinigkeit in der Gemeinde, in die ſich nach der Verſicherung eines ihrer angeſehenſten Mitglieder, des Abraham Iſrael Peſach, der kaum leſen und faſt keinen Brief ſchreiben könne, „eingeſchlichen“ habe. Sein unſtäter Lebenslauf kennzeichnet ihn allerdings als etwas fragwürdige Exiſtenz deutlich genug. Er erklärt in einem von Wille aufgenommenen Protokoll, er wiſſe nicht, wann er geboren ſei und habe bis 1825 niemals ein feſtes Domizil gehabt. In jenem Jahre ſei ihm die Stelle eines Rabbiners in Caſtrop übertragen worden, die er zwei Jahre verſehen habe. Hierauf habe er in Mengede die Blaufärberei erlernt in der Hoffnung, durch deren Betrieb ſich demnächſt ſein Brot zu erwerben. Gegen Ende 1828 habe er dann die Rabbinerſtelle in Hagen übernommen und bemühe ſich augenblicklich um die Genehmigung ſeiner Niederlaſſung im Regierungsbezirk Arnsberg zur Betreibung des erlernten Gewerbes. Die Widerſetzlichkeit Peſachs bereitete begreiflicherweiſe dem Vorhaben Hammels große Schwierigkeiten. Denn auch fernerhin ließen einige Familienväter ihren Kindern Privatunterricht erteilen. Zu einer Vereinbarung über die Eröffnung der Hammel konzeſſionierten Elementarſchule und Feſtſtellung ſeines Gehaltes kam es daher vorläufig noch nicht. Auch wurden ihm die beiden Schulzimmer, auf die er mit Recht als behördlich anerkannter Lehrer Anſpruch erhob, von Peſach nicht eingeräumt. Hierüber beklagt er ſich bitter in einer Eingabe an den Bürgermeiſter und bittet zugleich um Erneuerung des Verbots. Erſt als die Regierung dahin entſchied, daß dem P. die Niederlaſſung als Blaufärber zu geſtatten, jegliches Unterrichten aber unter Androhung ſchwerſter Strafe zu unterſagen ſei, beruhigten ſich allmählich die Gemüter, und die neue Schule konnte ins Leben treten. Ihre Zöglinge waren im Jahre 1836 ſämtliche ſchulpflichtige Kinder (aus Hagen 17, aus Eilpe 3) die nebenher auch die chriſtlichen Schulen beſuchten und jüdiſchen Privat- und Religionsunterricht genoſſen. Aus der Privat-Elementarſchule ging ſpäter die heutige iſralitiſche Volksſchule hervor. Schon im Jahre 1844 wird erſtere als öffentliche Schule bezeichnet und für das Jahr 1852 ausdrücklich als Schule der Gemeinde erwähnt.

Von den Lehrern, die an ihr tätig waren, war Baruch Cahn, ein Mann von reichem, vielſeitigem Wiſſen und lebhaftem Temperament, eine ſtadtbekannte, beliebte Perſönlichkeit. Die älteren Hagener werden ſich des kleinen, munteren Herrn, der ſtets einen Zylinder trug, noch gut entſinnen. Als ihn im Jahre 1893 zu großem Bedauern der Gemeinde, der er 23 Jahre hindurch in Treue gedient hatte, Kränklichkeit zur vorzeitigen Niederlegung ſeines Amtes zwang, eröffnete er eine von zahlreichen Schülerinnen und Schülern beſuchte Privat-Handelsſchule. (Schluß folgt.)

Pflege der Vorgeſchichte in Weſtfalen.

Unter dem Leitſpruch „Deutſche Vorgeſchichte ins deutſche Volk“ hat ſich vor wenigen Wochen in Münſter eine „Arbeitsgemeinſchaft für Vorgeſchichte in Weſtfalen, Lippe und am Niederrhein“ gebildet, deren Leitung in Händen des bekannten Vorgeſchichtlers Univerſitätsprofeſſor Dr. Julius Andree-Münſter, liegt. Im Sinne eines Erlaſſes des preußiſchen Kultusminiſters Dr. Ruſt, der insbeſondere die Aufmerkſamkeit der Schulen auf die Vorgeſchichtspflege gelenkt hat, will die junge Vereinigung alles tun, um die deutſche Vorgeſchichte im Volke populär zu machen. Das ſoll vor allem erreicht werden durch Veranſtaltung von Vorträgen, Einführungs- und

---

Weſtfäliſche Alchimiſten.

Unter Alchimie verſteht man eine Geheimwiſſenſchaft, die durch beſtimmte Präparate aus unedlen Stoffen Gold und Silber oder auch Allheilmittel künſtlich herzuſtellen ſucht. Als den Urheber dieſer Wiſſenſchaft ſah man Hermes, den ägyptiſchen Thot, an. Daher wird die Archimie auch hermetiſche Kunſt genannt. Die Geſchichte der Alchimie führt uns bis ins graue Altertum zurück. Schon bei den Aegyptern und andern orientaliſchen Völkern hat man dieſe Geheimwiſſenſchaft getrieben. Ueber die Griechen und die Araber iſt ſie auch in das chriſtliche Abendland gekommen, zuerſt nach Spanien, dann in andere europäiſche Länder. Vielfach verbindet ſie ſich mit andern okkulten Wiſſenſchaften, mit der Aſtrologie und mit der Magie. Beim Gang durch die Geſchichte der Alchimie denken wir an Dr. Johannes Fauſt (1480 bis 1540), an Parazelſus (1493—1543) und an andere.

Merkwürdigerweiſe hat die Alchimie noch eine Nachblüte auf weſtfäliſchem Boden erlebt. Es iſt wohl kein Zufall, daß dies auf dem Boden der Grafſchaft Mark geſchehen iſt. Der Weſtfale hat von Haus aus Neigung für okkulte Dinge, wie es uns vor allem durch das häufige Vorkommen der Gabe des Zweiten Geſichtes beſtätigt wird. In der Grafſchaft Mark pulſierte beſonders lebhaft der Kohlenbergbau und die Eiſeninduſtrie. Die Alchimie iſt aber in gewiſſem Sinne eine Verbindung von Okkultismus und induſtrieller Tätigkeit; deshalb war gerade in der Grafſchaft Mark Raum für dieſe Geheimwiſſenſchaft. Hier müſſen vor allen Dingen zwei Männer genannt werden, die führende Stellung in einer alchimiſtiſchen Geſellſchaft einnehmen ſollten: Einmal Carl Arnold Kortum, geboren 1745 zu Mülheim-Ruhr, ſeit 1770 in Bochum tätig, wo er am 15. Auguſt 1824 ſtarb. Dieſer Karl Arnold Kortum, der Arzt in Bochum war, iſt uns allen bekannt als Verfaſſer der „Jobſiade“. Als zweiter muß Johann Chriſtoph Friedrich Bährens, geb. 1765 in Meinerzhagen, genannt werden. Er war ſeit 1789 Pfarrer in Schwerte, wurde ſpäter gleichzeitig Arzt und ſtarb am 16. Oktober 1833.

Im Oktober 1796 erſchien ein Aufſatz, der zur Gründung eines hermetiſchen Vereins aufrief, im „Deutſchen Reichsanzeiger“. Dieſer Aufruf hatte große Wirkung. Es entſtand bald darauf eine hermetiſche Geſellſchaft, deren Vorſitzender Dr. Arnold Kortum-Bochum und deren Sekretär Prediger Dr. med. Bährens-Schwerte war. Dieſe beiden weſtfäliſchen Alchimiſten ſuchten die materia prima im Steinkohlenteer. Neben der Zuſtimmung fand dieſe hermetiſche Geſellſchaft auch manchen Widerſpruch. Vor allem war es der Naturwiſſenſchaftler Johann Friedrich Benzenberg, der ſeine Stimme gegen die Alchimie erhob. Dieſe hermetiſche Geſellſchaft wußte ſich geſchickt und zäh in geheimnisvolles Dunkel zu hüllen. Allzu viel Ruhm hat ſie aber nicht davongetragen. Sie wurde vielfach lächerlich gemacht und iſt allmählich wieder klang- und ſanglos aus der Oeffentlichkeit verſchwunden. Zuerſt zog ſich Dr. Kortum zurück, dann auch Dr. Bährens. Es muß aber ausdrücklich betont werden, daß es dieſen Männern ſehr ernſt um dieſe Wiſſenſchaft geweſen iſt. Vielfach iſt mit der Alchimie auch Schwindel verknüpft geweſen. Bei dieſen Männern kann nirgendwo ein unſauberes Geldgeſchäft feſtgeſtellt werden.

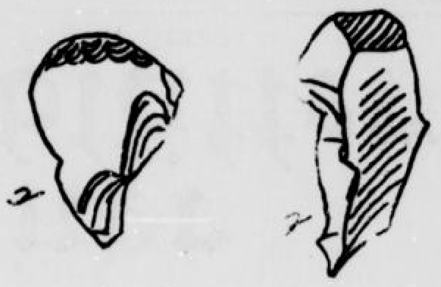
Dr. A. S.

Das Ruhrtalmuſeum auf der Hohenſyburg?!

Kürzlich iſt in Schwerte das Ruhrtalmuſeum eröffnet worden. Dieſes Muſeum findet in weiteſten Kreiſen Beachtung. Es iſt bemerkenswert, daß an der Eröffnung u. a. Profeſſor Andree, Münſter, Dr. Stieren, Münſter und andere namhafte Forſcher der germaniſchen Vorgeſchichte teilnahmen. Das iſt darauf zurückzuführen, daß das Muſeum von Joſef Spiegel gegründet und geleitet wird, der ſich als Forſcher der Vorgeſchichte ſchon einen bedeutenden Namen erworben und ſelbſt wertvollſte Funde gemacht hat. Die wertvollſten Beſtandteile des Muſeums ſind gerade die Funde, die Joſef Spiegel gemacht hat. Das Ruhrtalmuſeum hat eine würdige Aufnahme im alten Schwerter Rathaus gefunden. Neuerdings iſt aber der Vorſchlag gemacht worden, das Muſeum in einem Raum auf der Hohenſyburg unterzubringen. Die Hohenſyburg wird jährlich von Tauſenden von Deutſchen, vor allem von Deutſcher Jugend beſucht. Alle die vielen Tauſende, insbeſondere unſere Jugend, hätten auf der Hohenſyburg die Möglichkeit und Gelegenheit, die reichen Schätze des Ruhrtalmuſeums kennenzulernen und ſich von der Höhe altgermaniſcher Kultur zu überzeugen. Auf der Hohenſyburg ſoll ein ſeit Jahren unbenutzter Raum vorhanden ſein, der das Ruhrtalmuſeum gut aufnehmen könnte. Dieſer Vorſchlag, der zum erſten Male in aller Oeffentlichkeit anläßlich eines Vortrages, den Joſef Spiegel kürzlich in Hagen über Haithabu, die alte Wikingerſtadt, hielt, gemacht wurde, verdient ernſteſte Beachtung und wohl auch im Intereſſe der Förderung germaniſcher Vorgeſchichte baldige Verwirklichung.

Auf der Gänſeweide.

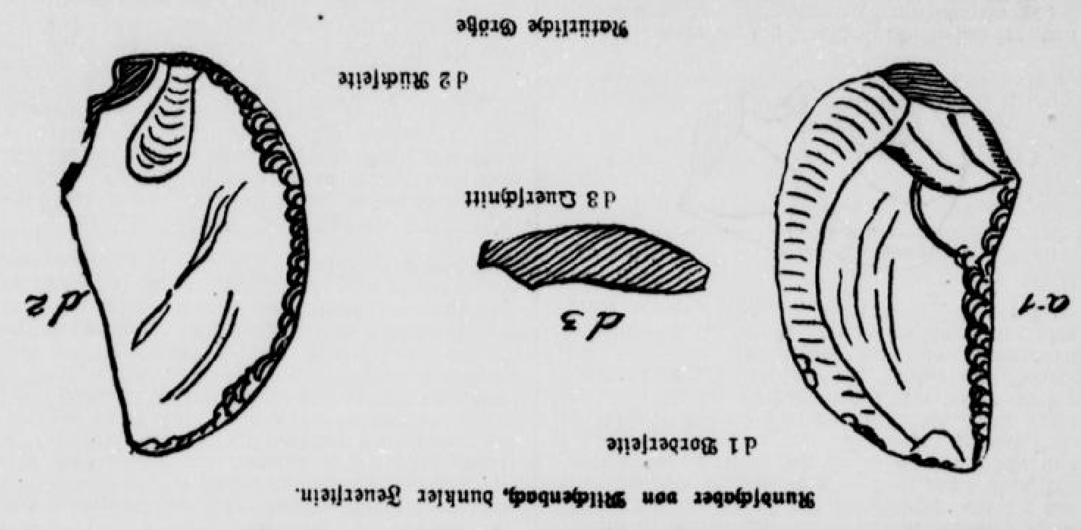
In alter Zeit wurden nicht nur Kühe, Ziegen und Schweine gemeinſam geweidet, ſondern auch die Gänſe, für die man den ſumpfigen Teil der Gemeindeweide beſtimmt hatte. Nach der Ernte brachte ſie der Hirt auf die Stoppelfelder, gelegentlich auch auf die Brachfelder, wo das Hornvieh nicht weiden konnte. Die Tiere hatten ſich daran gewöhnt, morgens ihrem Führer zu folgen. Wenn ſie abends zurückkehrten und das Dorf erreicht hatten, erhoben ſie ſich mit lautem Geſchnatter und flogen in den heimiſchen Stall, wo ſie regelmäßig noch mit „Nachkorn“ gefüttert wurden. Aermere oder kleinere Gemeinden, die ſich keinen Gänſehirten halten konnten, hatten mit den Tieren mitunter ihre liebe Not, weil ſie durch Verunreinigung von Wieſen und Weiden und durch ihre Gefräßigkeit auch in den Gärten größeren Schaden anrichteten. In der Soeſter Börde iſt es deswegen gar zu einem kleinen Gänſekrieg gekommen. Das „Soeſter Kreisblatt“ brachte darüber 1847 (Nr. 17. vom 23. April) folgende geharniſchte Anzeige: „Da es bereits zur Mode geworden, daß die Gänſe von Nateln den überdies äußerſt wenigen Graswuchs der Recklingſer Kolonen (Bauern) bis zum ſpäten Sommer hindurch mit freudigem Geſchnatter verzehren, ſo werden betreffende Eigentümer hiermit in der Güte ermahnt, ihren frechen Gänſen ſolches von nun an in aller Strenge zu verbieten.“ — Ob's wohl geholfen hat?



b) Bohrer aus schwarzem Kieselschiefer (Donnerkuhle).
c) Hochkratzer aus dunklem Feuerstein (Donnerkuhle). (Natürliche Größe.)

unrichtig; die Häufigkeit der Fundstellen erklärt sich aus dem oben geschilderten Hinundherwandern einzelner Horden. Ueber diese Wanderzüge vermag ein Einzelfund, den ich am 6. Januar 1934 tätigte, vielleicht Aufklärung zu geben. Es ist dies in seiner vollkommenen Bearbeitung ein selten schöner Rundschaber aus schwarzbraunem Feuerstein. (Abbildung d.) Er wurde in der Talsenke von Holthausen hinauf nach Milchenbach auf einem Acker gefunden. Der Feuerstein des vorliegenden Stückes zeigt alle Eigenschaften des nördlich von Dortmund vorkommenden Materials. Für die Verschleppung des Rundschabers in unsere Gegend ist vielleicht nachstehende Erklärung zutreffend, wenn man nicht annehmen will, daß er durch Tausch hierher gelangt sei. Der Mittelsteinzeitmensch wird sich in den Sommermonaten vorwiegend im nördlichen Flachlande aufgehalten haben. Einmal bot diese Gegend ihm das fast unentbehrliche Werkzeugmaterial, den Feuerstein Andererseits waren in dem wahrscheinlich lichteren Wald bessere Jagdmöglichkeiten. Größere Sumpfgebiete ermöglichten das Sammeln von Eiern verschiedener größerer Wasser- und Sumpfvögel, die eine sehr willkommene Abwechslung in der Ernährung dargestellt haben werden. Im Winter aber, vor allem im strengen Winter, war die Ernährung im Flachlande schwieriger. Der Fischfang war durch Zufrieren der langsamfließenden Bäche verhindert. Hingegen aber war gerade in dieser Zeit der Fischfang in den nicht sobald zufrierenden, schnell dahinfließenden Gebirgsbächen ergiebig, da in die Wintermonate die Laichzeit der Forellen fällt, die zur Ablage des Laichs aus den größeren Flüssen in die kleinen, kiesführenden Bäche hinaufsteigen. Darum zog der Mensch der mittleren Steinzeit im Winter wohl in hiesige Gegend. Unser Rundschaber nun wurde vielleicht zur Sommerzeit in der Dortmunder Gegend hergestellt, und da er so wohlgelungen war, nahm ihn sein ehemaliger Besitzer auf seinen späteren Zügen mit. Bei einem solchen ging er am Fundort verloren. Daß er nun dort entdeckt wurde, ist nicht rein zufällig geschehen. Durch meine Ueberlegungen, welche Wege der Vorzeitmensch auf seinen Zügen in neue Jagd- und Fischereigebiete eingeschlagen haben möchte, richtete sich mein Augenmerk auch auf die Senke von Milchenbach nach Holthausen; denn sie war der naturgegebenen kürzeste und bequemste Weg, auf dem man vom Lennens Volmetal gelangen konnte.

Rundschaber von Milchenbach, dunkler Feuerstein.



d 1 Vorderseite

d 3 Querschnitt

d 2 Rückseite

Natürliche Größe

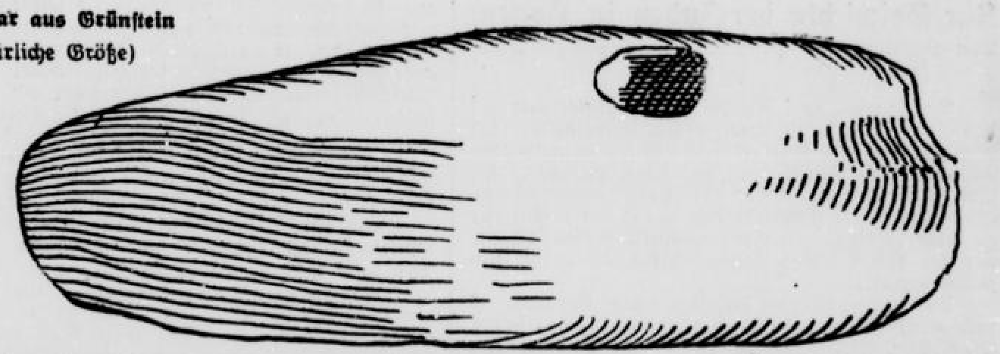
*

Funde der Jungsteinzeit.

Im Gegensatz zu der Mittelsteinzeit war der Mensch der Jungsteinzeit seßhaft. Er kannte bereits einen primitiven Ackerbau, dennoch bildeten die Erträgnisse der Jagd und des Fischfangs einen wesentlichen Bestandteil der Nahrung. Dank der Aufmerksamkeit des Herrn Zugführers Marx kam vor zwei Jahren ein großer Steinpflug in den Besitz des Heimatmuseums. Zu Ende des Jahres 1933 fand derselbe ein zweites Steinwerkzeug, eine Feldhacke, an gleicher Stelle; auch dieser Fund ist nebst einem Schlagstein aus Grauwacke ins Heimatmuseum gelangt. Alle drei Stücke sind bei Ischeland gefunden, und zwar unweit des in Entstehung begriffenen Teiches des zukünftigen Nordparkes. Einige hundert Meter von diesem Ort entfernt wurde ein dünnackiges Steinbeil aus dunklem Kieselschiefer gefunden. Diese vier höchst wertvollen Funde einschließlich einiger Feuersteinsplitter berechtigen uns zu der Annahme, daß bei dem Gut Ischeland eine jungsteinzeitliche Siedlung vorhanden war. Nach unserer bisherigen Kenntnis dürfen wir den Fundplatz als die älteste Siedlungsstelle unseres Stadtgebietes ansehen.

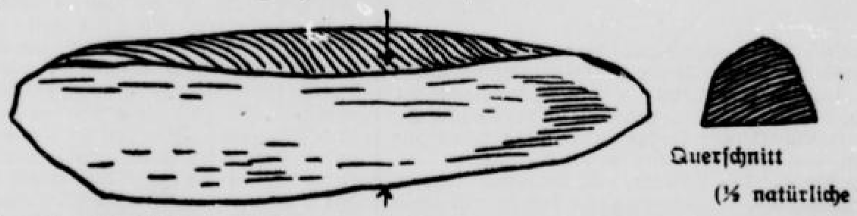
Pflugschar aus Grünstein

(⅓ natürliche Größe)



Die Feldhacke und der Steinpflug verdienen eine besondere Beachtung; weniger durch ihre Schönheit und Vollkommenheit der Bearbeitung als durch das Gestein, aus dem sie hergestellt wurden. Sie bestehen aus Diabas, dem sogenannten Grünstein. Grünstein ist ein vulkanisches Gestein, das im Sauerland sehr häufig in Gängen auftritt. In unserer näheren Umgebung finden wir ihn im Mekkinger Bachtal (Zeche Julie), am Stapelbach südlich von Dahl und in fünf Gängen bei Rummenohl. Da man andererorts festgestellt hat, daß in der Jungsteinzeit die Herstellung von Geräten aus Felsgestein durch Handwerker erfolgte und die Fertigwaren vertauscht wurden, so dürfen wir annehmen, daß an einem der genannten Orte mit anstehendem Diabas eine Werkstatt vorhanden war, und ein besonders glücklicher Fund könnte ihr Vorhandensein beweisen.

Feldhacke aus Grünstein



Querschnitt

(⅓ natürliche Größe)

Wie wurden nun Geräte aus Felsgestein hergestellt? Blöcke in ungefährer Größe des erstrebten Werkstückes wurden vom Fels abgetrennt und dann in die zu erzielende Form roh zugehauen. Danach wurden sie mit Sand und Wasser auf Felsunterlage geschliffen. Manche Stücke, die nicht völlig geschliffen sind, zeigen noch deutlich die Schlagspuren, wie wir solche auch an dem erwähnten Beil vorfinden. Sollte, wie der Steinpflug sie aufweist, das Werkstück eine Durchbohrung erhalten, so war dazu eine maschinelle Einrichtung erforderlich, wie sie bei Pfahlbaufunden zutage kamen. Diese Maschine bestand aus drei aufrechtstehenden und einem wagerechten Balken. Auf einer Seite stand ein oben gegabelter Stamm, in dessen Gabelung der Querbalken mit Schnüren befestigt wurde. Auf der andern Seite konnte sich derselbe zwischen zwei Stämmen auf und ab bewegen. An dieser Seite war er mit einem Stein beschwert. Das Werkstück wurde an der Stelle, an der es durchbohrt werden sollte, mit einer Vertiefung versehen. In diese wurde der Bohrstab eingesetzt, der oben in die Oeffnung eines am Querbalken befestigten durchlochten Steines eingesteckt wurde. Durch die Schwere des Gewichtssteines war der Bohrstab fest eingeklemmt. Er wurde mit Hilfe einer ihn einmal umschlingenden Bogensehne durch Hinundherziehen in Drehung versetzt. In die Vertiefung des Werkstückes eingestreute Sandkörner erzeugten die Bohrwirkung. Ursprünglich wurden einfache Stäbe als Bohrer benutzt. Diese erlitten aber nicht nur unten an der Querfläche Abnutzung, sondern auch rund um die Längsseiten, soweit sie in die Werkstücke eindrangen. Mit solchen Vollbohrern wurden konische Durchbohrungen erzielt, die die Befestigung eines Stieles in das fertige Werkzeug beeinträchtigten. Darum wurde in späterer Zeit der Hohlbohrer benutzt. Er bestand in einem Hollunderstab, der sich bei Benutzung nur verkürzte, aber nicht in seinem Umfang abnahm. Mit ihm wurde die zylindrische Durchbohrung erreicht, die wir auch bei unserem Steinpflug vorfinden.

Zum Schluß seien noch einige Bemerkungen über die Bedeutung der beschriebenen Funde angefügt. Wenn vorläufig die Zahl der Funde noch gering ist, so eröffnen sie doch ein reiches Arbeitsfeld für die vorgeschichtliche Durchforschung unserer engeren Heimat. Sie geben Fingerzeige, wo die Arbeit anzusetzen hat und verheißen manchen schönen Erfolg. Würden sich noch mehr solch aufmerksame Helfer finden, wie wir oben einen anführen konnten, so würden wir bald eine gut erforschte Heimat haben

---

Fortbildungskursen — besonders für Lehrer aller Schularten — und ferner durch Führungen und Ausflüge zu vorgeschichtlich bedeutsamen Stätten. Eine eigene Zeitschrift „Aus der Vorzeit", deren erstes Heft bereits vorliegt, wendet sich mit besonderem Nachdruck an die Mitarbeit der Laienforscher, deren mühsamen Grabungen die Fachwissenschaft in der Tat oft ihr wertvollstes Material zu verdanken hat.

Die „Arbeitsgemeinschaft" machte gleich nach ihrer Begründung einen Ausflug in den Arnsberger Wald. Unter Führung des Altertumsforschers Köhler wurde das Römerlager bei Kneblinghausen besichtigt, dessen Wälle, Lagereingänge und Torsperren auch heute noch in vollem Umfange zu erkennen sind. Im weiteren Verlauf der Exkursion interessierten noch besonders die Grabhügel im Rüthener Stadtwald, deren Entdeckung durch Konrektor E. Henneböle (Rüthen) vor einiger Zeit großes Aufsehen erregte. Durch eigene Anschauung konnten sich die Teilnehmer davon überzeugen, daß die umstrittenen Hügel tatsächlich zu Beerdigungszwecken gedient haben. Das Hauptziel der Wanderung bildete die Kulturhöhle im „Hohlen Stein" bei Kallenhardt an der Lürmeke. Prof. Andree übernahm die Führung durch die Höhle und erläuterte die unter seiner Leitung gemachten Ausgrabungen. Die Funde selbst sind geradezu als sensationell zu bezeichnen, boten sie sich doch in einer Reichhaltigkeit dar, die den „Hohlen Stein" zu einer der wichtigsten Fundstätten in Westdeutschland macht. Es handelt sich dabei um eine natürliche Höhle, die — nach den Funden zu urteilen — vom Anfang der mittleren Steinzeit ab bis in das Mittelalter hinein von Menschen bewohnt gewesen sein muß. Es fanden sich in ihr der Steinzeit angehörende Geräte aus Knochen, Steinen und Holz (knöcherne Lanzenspitzen, Feuersteine, Pfrieme), wie auch eine Feuerstelle. Ferner konnten zahlreiche Zeugen aus der Bronzezeit und aus der La-Tène-Zeit an das Tageslicht befördert werden, z. B. Reste von Töpferwaren, Schalen, Urnen, Schmucksachen (bronzene Fibeln), Knochenwerkzeuge (Knochennadeln). Die Knochenreste von Renntieren, Wildpferden, Füchsen, Wolf, Höhlenbär und Ur, die sich ebenfalls in großer Zahl fanden, sind als Ueberbleibsel der Mahlzeiten jener Höhlenbewohner anzusehen.

Der erste Ausflug der „Arbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte" war in jeder Beziehung ein verheißungsvoller Auftakt für die weitere Arbeit der Vereinigung, der im Interesse einer möglichst lückenlosen Erforschung der westfälischen Vorgeschichte als notwendiger Ausgangspunkt für alle volkskundlichen Belehrungen von ganzem Herzen ein voller Erfolg zu wünschen wäre.

Heinz Köster, Münster.

Weinzapfrecht zu Hagen (1424).

Zu den mannigfachen Rechten, die einst dem Grafen von der Mark als Landesherrn zustanden, gehörte auch die „Wyntappe toe Hagen", also das Recht des Weinausschanks, der Konzession zu einer Weinschenke. Ohne daß genauere Einzelheiten aus der früheren oder späteren Zeit bekannt sind, wird uns in einer Urkunde vom Jahre 1424 darüber berichtet.

Graf Adolf von der Mark erklärt, daß er dem Steven Rekart und dessen Erben 50 Gulden schuldet, wofür er ihm das Weinzapfrecht zu Hagen eingeräumt hat. Schon Graf Engelbert (1347/91) hatte diese Summe unter derselben Bedingung aufgenommen von Steven van Hagen und dessen Frau Fye nebst Erben. 1424 erhielt nun Steven Rekart das Recht, im Kirchspiel Hagen frei und unbehindert das Weinzapfrecht zu gebrauchen, und zwar er ausschließlich, wobei ihm freistand, das Schankrecht einem anderen zu übertragen. Das Recht ist beiderseits erblich und erlischt erst mit Rückzahlung der 50 Gulden seitens des Landesherrn.

Der Türmer in Westfalen.

Von Dr. Dr. Dr. **Lappe.**

Die deutsche Stadt des Mittelalters war in ihrer äußeren Erscheinung eine Schutzstätte des Friedens wider Feindes Einfall und Befehdung, daher ihrem ureigensten Wesen nach wehrhafte Oertlichkeit. Mit diesen Worten hat der Stadtrechtsforscher Gengler den Zweck vornehmlich auch der westfälischen Städte gekennzeichnet, die sich schon von weitem als wehrhafte Orte durch ihre Festungswerke darstellten.

Ehe man die Feldmark betrat, durchschritt man eine Wehranlage, deren Bedeutung dem modernen Menschen zunächst nicht recht einleuchten will. Es war die Landwehr, die dadurch entstand, daß zwei parallel laufende Gräben ausgehoben und die Erdmassen nach innen zu einem Wall aufgeworfen wurden. Zuweilen wurde noch ein dritter Graben und an besonders gefährdeten Punkten sogar ein vierter gezogen, wodurch dementsprechend zwei bzw. drei Wälle geschaffen wurden. Um das Uebersteigen dieser Anlagen und das Eindringen in die Feldmark zu verhindern, wurden die Wälle mit Kopfeichen und Hainbuchen bepflanzt und dazwischen Dornen, Heckenrosen und anderes Gebüsch gepflanzt, so daß eine lebende Mauer entstand, durch die kein Fußgänger, noch viel weniger ein Reiter dringen konnte. Wo die Wege durch die Landwehr in die Feldmark führten, waren die Lücken durch die Schlagbäume oder Hecks gesperrt, die vom „Bäumer" oder „Heckmann", auch wohl „Schlüter" (Schließer) genannt, weil er den Baum verschließen mußte, bewacht wurden Diese Anlagen dienten dazu, einen plötzlichen Ueberfall der Feldmark besonders durch Reiter zu verhindern und die darin beschäftigten Bürger und ihre Habe vor Gefangennahme zu schützen.

Die Stadt selbst war zunächst durch einen Graben und einen nach der Innenseite aufgeworfenen Wall mit Palisadenkrönung geschützt. An die Stelle der Palisaden trat allmählich, meist erst in langer Entwicklung eine Steinmauer, ja, es hat Städte in Westfalen gegeben, die bis in die neueste Zeit ganz oder zum Teil vom Bohlenwerk umgeben waren. Zur Verstärkung wurde ein zweiter Graben davor gelegt, und so entstand zwischen dem Außen- und Binnengraben ein Wall, der in langen Friedenszeiten als Gartenland von den Bürgern benutzt wurde. Zur Verstärkung der Mauer dienten die Türme, die in den Stadtgraben vorsprangen, um von hier aus die Mauer bestreichen und Angreifer vertreiben zu können. Sie sollten auch die Mauer verstärken und den Verteidigern oben auf der Plattform die Möglichkeit bieten, durch weit reichende Geschütze die Feinde fern zu halten. Wo die Straßen in die Stadt führten und den Festungsring durchbrachen, waren die Tore errichtet, die bei einzelnen Städten sich zu Festungen im kleinen entwickelten, in dem nicht nur der eigentliche Torturm mit davor liegender Zugbrücke dem Ansturm der Feinde wehrte, sondern daneben noch Seitentürme und davor, zwischen dem Außen- und Binnengraben auf dem Wall ein zweites Tor und jenseits des Außengrabens sogar eine dritte Anlage geschaffen wurden, um so diese gefährdeten Stellen, auf die der Feind seine Stoßkraft richtete, ausreichend zu sichern.

Zur Anlegung, Unterhaltung und Verteidigung dieser Festungswerke waren nicht nur die Bürger, sondern auch die Einlieger, Gesellen und Knechte verpflichtet, selbst die benachbarten Bauern, die in Kriegsnot hinter die Mauern flüchteten, mußten in gefährlicher Zeit einen bewaffneten Mann in die Stadt schicken, um dadurch die Zahl der Verteidiger zu vermehren. Die Pferdebesitzer leisteten beim Festungsbau die Fuhren, während die anderen zu Handdiensten herangezogen wurden. Außerdem lastete auf den Bürgern die Pflicht der Selbstbewaffnung, indem jeder sich ein Feuerrohr (Hakenbüchse oder Muskete) und Seitengewehr anschaffen mußte, während die minderbemittelten Einwohner oder Einlieger mit einer Pike bewaffnet wurden. Diese Ausrüstung wurde von den Wachtmeistern und Ratsherren von Zeit zu Zeit besichtigt, damit sie jederzeit gebraucht werden konnte, und sollte als die sog. Heereswat (Heergewäte, Heerwedde) d. h. die kriegerische Ausrüstung des Mannes nur auf den nächsten männlichen Erben (Schwertmagen) fallen, aber nicht nach auswärts ausgeliefert werden.

Zur Erledigung dieser militärischen Aufgaben zerfiel die Stadt in mehrere Bezirke, Hofen, Schichte, Bauernschaften usw. genannt, die je einem Ratsherrn oder Wachtmeister unterstanden. Die darin wohnenden Bürger wurden wieder zu Untergruppen, den Rotten, unter einem Rottmeister zusammengefaßt und so zur Wacht, zur Verteidigung und zum Aufmarsch aufgeboten. Die Wache in der Stadt, auf den Festungswerken und draußen in der Feldmark wurde den Bürgern lästig, es wurden daher in Friedenszeiten für diese Zwecke besondere Wächter bestellt. Zunächst hatten die Pförtner die Aufgabe, an den Toren auf die ein- und ausgehenden Fremden zu achten, die Pforten morgens auf- und des abends abzuschließen und die Schlüssel an die zuständigen Ratsherren, die „Schlüsselherren", abzuliefern. Nach Einbruch der Dunkelheit ging der Nachtwächter durch die Straßen der Stadt, indem er nach Vorschrift von Zeit zu Zeit das Horn blies und die Stunden anzeigte. Außerdem wurden die Bürger nach der Reihenfolge der Häuser zur „Reihenwacht" an den Toren aufgeboten, im Frieden zu 2 oder 3 Mann, in unruhigen Zeiten in größerer Zahl, andere besetzten die Schilderhäuschen auf der Mauer, und eine Wache lag im Rathause, um sofort an gefährdeter Stelle eingesetzt zu werden.

Mit größter Sorgfalt mußte darüber gewacht werden, daß die in der Feldmark beschäftigten Bürger und die darin weidenden Herden der Stadt nicht überfallen, getötet und fortgeschleppt wurden. Zu diesem Zwecke wurden an erhöhten Punkten die Warttürme oder Warten errichtet, auf denen ein Wächter Ausschau hielt, um die Annäherung von Feinden rechtzeitig zu erkennen und den Bürgern in Feld und Stadt bekannt zu geben, damit sie sich rechtzeitig in Sicherheit brachten, die Waffen ergriffen, die Wehranlagen besetzten, den Ansturm abwehrten. Denn die Ritterheere des Mittelalters standen den Aufgaben der systematischen Belagerung einer Stadt, selbst wenn die Festungswerke bescheiden waren, hilflos gegenüber, und wenn es gelang, die Annäherung rechtzeitig zu erkennen und Gegenmaßregeln zu treffen, war der Angriff abgeschlagen. Diese Warten haben also in der Vorzeit eine hervorragende Bedeutung für die Sicherheit der Städte und ihrer Bürger gehabt, und wo sie, selbst in bescheidenen Resten, noch vorhanden sind, soll man sie vor dem Verfalle schützen.

Dem gleichen Zwecke diente die Turmwacht in der Stadt. Von dem Kirchturme aus konnte das ganze Gelände ringsum nach allen Seiten und weiter überblickt werden, und so war der Türmer berufen, über die Sicherheit der Stadt und ihrer Bürger zu seinen Füßen zu wachen. Wenn Feinde im Anmarsch waren, sollte er nach der Richtung, aus der sie kamen, eine Fahne aushängen, und zwar eine weiße, wenn Reiter, eine schwarze, wenn Fußsoldaten anrückten. Seine Pflichten sind anschaulich geschildert in dem Vertrage, den am 8. September 1501 der Rat der Stadt Werne a. d. Lippe mit dem neu aufgenommenen Türmer schloß. „Er wird zur Tagwacht angenommen, daß er fleißig auf dem Turme das Feld verwahren will, jede Uhr (Stunde) aus jedem Loch einmal blasen. Wenn aber jemand zu Felde gesehen wird, so manches Pferd, so manchmal soll er blasen, und wenn Haufen, soll er Haufen blasen. Morgens, wenn er aufgeht, soll er erstlich umher ins Feld sehen, und wenn er dann nichts vernimmt, alsdann die alte Uhrglocke läuten zum Aufschließen der Tore, abends aber bei guter Zeit eine Pause auch läuten, danach aber, wenn er abgehen will und das Feld nicht sehr wohl wahren kann, auch läuten und dann abgehen, und zum letzten Läuten sollen die Pforten gestracks geschlossen und bis an den Morgen zugehalten werden."

Durch solche Vorsichtsmaßregeln ist es den Bürgern gelungen, Ueberfall und Plünderung zu verhüten, und wenn im Mittelalter eine Stadt vom Feinde genommen wurde, war meist Verrat die Ursache. In der Neuzeit freilich, als andere Belagerungsgeschütze zur Verfügung standen, hatten die Städte ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, schützten sich aber doch noch erfolgreich durch die geschilderten Anlagen und Maßnahmen vor den streifenden Reitern und entlassenen Söldnern, die nach den Kriegen des 16. und 17. Jahrhunderts sich zu wahren Landplagen entwickelten.